

Nr. 283. Bromberg, den 14. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

(4. Fortsetzung.)

Der Oberst hatte eben, ärgerlich über sich und die ganze Welt, zwei von den Musikern beordert, die Bewachung des Indianers zu übernehmen. Er wäre vielleicht nicht böse gewesen, wenn sie ihn hätten entwischen lassen. Jetzt beorderte er die anderen, den unterbrochenen Tanz wieder zu beginnen, als Irene zu ihm in den Saal trat und mit zitternder Stimme sagte:

„Was hat der arme Indianer getan, Sennor, daß sie nach ihm geschossen und ihn eingefangen haben wie ein wildes Tier?"

„Nicht nach ihm haben sie geschossen, Sennorita", sagte der Oberst verlegen, „nur nach seinem Pferde, damit er nicht entkommen sollte. Er ist völlig unverletzt geblieben."

„Das Blut lief ihm von der Stirn, als sie ihn in den Hof führten."

„Ein bißchen gekratzt hat er sich, als er in den Baumwipfel stürzte, weiter nichts. Das heilt bei den Burschen über Nacht."

„Und was soll mit ihm geschehen? Sie töten ihn doch nicht?" fragte Irene ängstlich, „o, es ist schon so viel Blut geflossen!"

„Haben Sie keine Furcht, Sennorita", beruhigte sie der chilenische Offizier. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ihm kein Leid geschieht. Nur dagegen mußten wir uns verwahren, daß er nicht vielleicht seiner gar nicht so weit entfernten Bande Nachricht brachte, wie unsere Soldaten abmarschiert und nur einzelne Offiziere zurückgeblieben wären, die sie dann leicht mit einer größeren Macht überfallen und als Geiseln in die Berge schleppen konnten, um die weggeführte Beute zurückzubekommen."

„Aber der Indianer gehört ja gar nicht zum Stamm der Araukaner und hat nichts mit ihnen zu tun!"

„Mein liebes Kind", sagte der Oberst achselzuckend, „Sie kennen diese braunen Schufte nicht so wie ich; sie sind mit allen Hunden gehetzt und stecken voll von Ränken. Möglich, daß er nichts mit ihnen zu tun hat, möglich aber auch, daß er nur den Vorwand brauchte, um unangefochten unsere Stärke auszukundschaften und dann über uns herzufallen. Dumm wäre der Plan keinesfalls gewesen."

„Und was soll jetzt mit ihm geschehen?"

„Gar nichts; nur in Gewahrsam behalten wollen wir ihn, bis wir von hier aufbrechen. Wir nehmen ihn, der Sicherheit wegen, mit nach Concepcion. Von dort aus mag er ungefährdet wieder in seine Berge zurückkehren. Er soll sogar ein anderes Pferd bekommen, das ihn dorthin trägt. Wir haben Tiere genug. Jetzt aber bitte ich Sie recht freundlich, stören Sie den Tanz nicht und zeigen Sie den Leuten draußen wieder ein fröhliches Gesicht. Sie haben wirklich nichts für Ihren Schützling zu fürchten."

„Der Vater ist so besorgt!"

„Aber ganz unnötigerweise", beruhigte sie der Offizier; „er hat ja mit der ganzen Sache nichts zu tun. Jede Verantwortung fällt auf uns. Das wissen die Indianer recht gut und werden sich hüten, etwas zu unternehmen, was ihnen unfehlbar unseren Besuch aufs neue zuwenden müßte. Aber weshalb haben wir keine Musik? Heda, Companeros, seid ihr eingeschlafen? Spielt uns etwas Lustiges, daß wir wieder Leben in die Sache bringen!"

Die Musiker gehorchten dem Befehl, aber freilich ohne den gewünschten Erfolg; denn die eben verübte Gewalttat, für die eigentlich kein stichhaltiger Grund vorgelegen, war noch zu frisch in aller Gedächtnis. Außerdem neigte es sich gegen Abend, und wenn auch manche der Gäste beabsichtigt haben mochten, bis in die späte Nacht hinein zu tanzen und dann den Heimritt gegen Morgen und noch im vollen Mondlicht anzutreten, so schienen sie doch diese Pläne geändert zu haben. Besonders die jungen Damen drängten fort; die auf den Indianer abgefeuerten Pistolenschüsse hatten sie zu gewaltsam in die rauhe Wirklichkeit zurückgeworfen. — Wie konnten sie auch hier draußen tanzen und fröhlich sein, während der arme Mensch gebunden, gefangen lag? Es glaubte keiner daran, daß er wirklich zum Spionieren gekommen, er wäre sonst nicht so keck und offen mitten zwischen sie hereingeritten. Und jetzt deshalb seiner Freiheit beraubt, mitten unter all den fröhlichen, glücklichen Menschen!

Selbst die Guasos und Guacitas im Hof drinnen fanden keine Freude mehr am Tanz, und der Oberst konnte es nicht hindern, daß sie in kleinen Trupps nach der und jener Richtung hin die Hacienda verließen.

Es war spät geworden, und der Oberst fing an sich unbehaglich zu fühlen. Die Musik schwieg, und er gab den Befehl, die Pferde zusammenzutreiben, um noch heute abend aufzubrechen. Man konnte noch ein Stück in die Nacht hinein reiten, da der Mond schon um acht Uhr auf ging. Aber einige der Tiere waren aus der Umzäunung gebrochen und nicht aufzutreiben, und ehe er einen Teil seiner Offiziere zurückließ, beschloß er lieber hier zu übernachten und dann mit Tagesgrauen aufzubrechen.

Don Enrique ließ Matten und Decken für seine zahlreichen Gäste bringen, und die Überreste des heutigen reichlichen Mittagsmahles wurden aufgetragen, um zum Abendbrot zu dienen. Wein war im Überfluß vorhanden, und die jungen Offiziere sprachen diesem reichlicher zu als sonst. Sie fühlten sich nicht mehr wohl auf der Hacienda, da sich weder der Wirt noch seine Tochter an dem Abend unter ihnen blicken ließen. Es lag ein trübes Schweigen auf dem vor wenigen Stunden noch so fröhlichen Platz; man hoffte durch den Wein in eine etwas erregtere und lebendigere Stimmung zu kommen, — aber auch das mißlang, und frühzeitig suchten die Soldaten ihr Lager, um am andern Morgen rasch bei der Hand zu sein, und in ihre Quartiere zurückkehren zu können. —

Nacht deckte den weiten Wald, auf den der Mond nun sein mattes Licht herniederwarf und wunderliche, riesige Schatten in die Lichtungen hineinmalte. Auf der Hacienda lag alles in tiefer Ruhe, selbst der Gefangene, von der Anstrengung des Tages erschöpft, schlief mit zusammengebundenen Händen auf seiner Matte. Er atmete schwer und unruhig, während die neben ihm sitzende Wache

vor sich hinnickte und nur dann und wann erschreckt emporfuhr, aufstand, ein paarmal in dem kleinen Gemach auf und ab ging und wieder ihren alten Platz einnahm, bis die Ablösung kam. Die hatte schon ein paar Stunden schlafen dürfen und konnte sich leichter munter erhalten.

Mitternacht war vorüber, — es mußte zwei oder drei Uhr morgens sein. Wieder hatte man die Wachen abgelöst, und die eben Erschienenen bogen sich zu dem Gefangenen nieder, um zu sehen, ob er noch schlafe. Er rührte sich nicht; mit dem Kopf lag er auf einem Kissen, das ihm Irene herübergesandt. Vorsichtig hob der junge Offizier, dem seine Bewachung übergeben worden, den Poncho auf, mit dem er bedeckt worden, aber die Bande an seinen Händen waren noch unverletzt. Darüber beruhigt, warf sich der junge Chilene in die Ecke auf seinen eigenen Mantel, während die beiden Hornisten, die ihm beigegeben worden, langsam und geräuschlos in dem kleinen Raum auf und ab schritten und dabei ihre Papierzigarren rauchten.

Alles war totenstill draußen; selbst die Grillen hatten aufgehört zu zirpen und nur ein einzelner Hund schlug an, knurrte und beruhigte sich wieder. Da tönte der schrille Ruf eines Nachtfalken vom Wald herüber, oder von den nächsten Bäumen, denn er klang laut und deutlich, und unwillkürlich zuckte der Gefangene zusammen, — aber er regte sich nicht weiter. Nur wenn die beiden auf und ab gehenden Wachen ihm den Rücken zuwandten, wurde eine leise, krampfhafte Bewegung unter seinem Poncho sichtbar, ohne daß er jedoch seine Stellung etwas verändert hätte.

Wieder schlug der Hund an, und zwar lauter als vorher, und noch einmal tönte der frühere Ruf.

„Caracho! Was für ein Vogel ist das eigentlich?" sagte der eine der Leute, indem er stehen blieb und horchte. „Ich dächte, den hätte ich noch nirgends gehört, nicht einmal im Lande drinnen."

„Den nicht?" lachte der andere. „Es ist eine Nachtschwalbe, wie sie's, glaube ich, nennen, oder Eulenschwalbe und sieht graubraun aus. Ich habe einmal eine gesehen, die mein Nachbar geschossen hatte. Wenn sie anfangen zu rufen, ist der Tag nicht weit. Gott sei dank, daß die langweilige Nacht bald zu Ende geht!"

„Was nur der Hund hat?"

„Es wird vielleicht einer der Unsern in den Hof gegangen sein, um nach den Sternen zu sehen."

„Der Posten steht doch noch draußen?"

„Gewiß, — zwei Mann, einer oben und einer unten am Weg. Auch eine neue Einrichtung, daß das Musikkorps die Wachen beziehen muß; am Tage blasen und in der Nacht stundenlang mit dem blanken Säbel spazieren gehen; es wird immer besser."

„Na, die Offiziere sollen doch wohl nicht Wache stehen?"

„Was würde es ihnen schaden? Aber meinetwegen, wenn wir diesmal heimkommen, quittiere ich doch den Dienst und ziehe nach Quillota."

„Nach Quillota? Was willst du dort?"

„Heiraten, Companero, und ein Geschäft anfangen; denn mit dem in der Welt Herumziehen . . ."

„Was nur der Hund da draußen hat?" unterbrach ihn der andere; „er bellt und heult ja wie besessen."

„Ich glaube, sie werden auch schon draußen munter," sagte sein Kamerad, — „ich höre Stimmen." Beide traten an die Tür des niederen Gebäudes, um hinauszusehen.

Der Gefangene hob vorsichtig den Kopf und horchte. Er konnte deutlich das Gestampfe galoppierender Pferde hören, das auf dem Weg herankam, und in den Büschen, die hinter dem Hause lagen, knickte es, als ob jemand hindurchbräche.

Im Hofe wurde ein kurzes Signal geblasen, und der Oberst, wie er von seinem Lager aufgesprungen war, den Poncho umgehängt, aber ohne Helm und in Unterkleidern, stand in der Tür des Hauptgebäudes und rief über den Hof hinüber:

„Springt doch einmal ein paar von euch hinaus und seht nach den Pferden! Ich glaube, unsere Tiere kommen in voller Flucht an. Wahrscheinlich wird ein Löwe (landesübliche Bezeichnung für den Puma, Kuguar, Silberlöwen — felis concolor) hinter sie geraten sein."

Wie ein wildes Wetter donnerten die Hufschläge heran, noch hörbarer an dem stillen Morgen und auf dem harten Boden des Weges; auch rechts am Garten brach's und prasselte es in den Büschen, und es war, als ob dort eine Einzäunung zusammenknickte.

„Caramba!" rief der Oberst überrascht, indem er nach dort hinübersprang. „Sie werden uns den ganzen Zaun zusammenreißen. Ha, Caballos!" schrie er, den Arm emporwerfend, um die vermeintlich scheu gewordenen Pferde zurückzuschrecken.

Da gellte plötzlich ein wilder, gar nicht wie irdisch klingender Schrei über den Plan, und es war, als ob die Hölle ihre Ungestalten emporgesandt habe, so wurde der Schrei von allen Seiten her beantwortet, während geisterhafte Reiter mit fliegenden Haaren und Ponchos hereinbrachen, und, was sich ihnen in den Weg stellte, zu Boden ritten.

„Hu, Allumapu, hu!" klang der Ruf dazwischen, und wie die beiden dem Indianer beigegebenen Wachen erschreckt zurück- und nach ihren Seitengewehren springen wollten, fühlten sie sich plötzlich beide im Nacken gepackt. Eine unwiderstehliche Gewalt hielt sie wie in einer Zange gefaßt, und ehe sie nur den geringsten Widerstand leisten konnten, schmetterten sie beide mit den Köpfen zusammen, daß sie bewußtlos, regungslos zu Boden stürzten.

„Hui!" schrie dabei der Indianer in tollem Jubelruf den Freunden zu, — „hui, hier Allamapu!" Und die Waffe des einen seiner Wächter vom Tisch aufgreifend, sprang er hinaus unter die Seinen.

Eine Szene der furchtbarsten Verwirrung entstand indessen draußen im Hof. Der gellende Jubelschrei, mit dem das Wiederfinden des Genossen begrüßt wurde, vermehrte nur noch den panischen Schrecken der überraschten, überrumpelten Chilenen. Nach allen Seiten flohen sie hinaus, nur die Offiziere, — mehr im Trieb der Selbsterhaltung, da sie glaubten, daß der ganze Überfall nur ihnen gelte, — sprangen nach ihren Waffen und warfen sich mutvoll dem Feind entgegen. Aber was konnten sie gegen die Überzahl beginnen? Von allen Seiten flogen die wilden Reiter herbei. Nach rechts und links stachen ihre Lanzen nieder, nach rechts und links stampften die breithufigen Pehuenchen-Pferde zu Boden, was sich ihnen in den Weg stellen wollte, und doch war nur ein kleiner Teil des Trupps hier erschienen, während die übrigen draußen emsig beschäftigt blieben was sie an Pferden vorfanden, zusammen und in die Berge hinaufzutreiben.

Die Dienerschaft der Hacienda wußte schon, wie sie sich bei einem solchen Überfall zu verhalten hatte. Kaum ging der Ruf: „Los Indos, los Indos!" von Mund zu Mund, als sie rasch und scheu ein Versteck suchten, wo, blieb sich gleich, denn ein solcher Angriff der wilden Scharen dauerte nur Minuten nie Stunden. Hatten sie sich nur im Augenblick verborgen, so waren sie gerettet; die Räuber fegten dann hinweg, mitnehmend, was sie im ersten Moment erreichen konnten, und wie eine Wolke über die Sonne zog ihr Schwarm fort, so rasch und plötzlich, als er gekommen, die Strecke die er berührt, als eine Wüste hinter sich lassend.

Vollkommen überrumpelt war das Militär, das plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine Unzahl dunkler, wilder Gestalten im Mondschein herumfliegen sah und in dem Geheul und Schreien der tollen Burschen gar kein eigenes Kommando hören konnte. Das ungewisse Licht des Mondes verdoppelte noch scheinbar die Zahl der Angreifer, — immer mehr und mehr tauchten auf; nach allen Seiten neigten sich die schwanken, tödlichen Lanzenspitzen, und die Hornisten, die überhaupt keinen Beruf zum Kämpfen in sich fühlten, glitten wie Schatten aus dem Weg in den Garten unter die Büsche und Sträucher und weiter zwischen die Rebengewinde, wohin ihnen die Reiter nicht folgen konnten.

Mitten in der tollsten Verwirrung fühlten sich die Indianer wie daheim, und ein Jubelschrei, der die Luft erzittern machte, gellte von ihren Lippen als Allumapu zwischen sie und augenblicklich auf den Häuptling zusprang.

Gerade in dem Moment floh der Oberst in das Haus zurück, um, als er mit Entsetzen die Feinde erkannte, seine eigene Waffe zu holen, und nicht wehrlos in ihre Hände zu fallen. Aber Allumapu hatte ihn schon erblickt, und die einzelne Kugel, die er am Gürtel hängen hatte, um den Ko[illegible] schwingend, schleuderte er sie hinter dem Flüchtigen her u[illegible]

traf ihn damit so mächtig in den Rücken, daß er bewußtlos auf den Stufen der Veranda zusammenbrach.

Von rechts und links sprengten jetzt einzelne Offiziere heraus, und ihre Pistolenschüsse knatterten durch die Nacht, aber die Pehuenchen säuberten den Platz im Nu, und was die Pferde nicht zu Boden warfen, trieben sie rechts und links in die Büsche. Doch damit war der Jenkitruß nicht zufrieden. Sein Bote war mißhandelt und gefangen worden, und dadurch er selber beleidigt. Der Ruf: „Retal! Retal!“ (Retal, Ktal, Quintral in der Indianersprache „Feuer“) schallte über den Plan. — Rechts in einem der kleineren Gebäude brannte noch eine Lampe, die von den geflüchteten Bewohnern zurückgelassen worden. Im Nu war die Tür gesprengt, und wenige Minuten später schlug die rote Lohe aus dem Hause empor und sandte ihren Glutschein über die Büsche und Sträucher. Ein scharfer Ostwind hatte sich erhoben, der die Flamme rasch dem Hauptgebäude zujagte, und das, durch eine lange trockene Zeit an der Sonne gedörrte Holzwerk fing augenblicklich Feuer.

(Fortsetzung folgt.)

Ein tirolisch Weihnachtslied.

Aus aufgeriss'nem Himmel fällt
Das Christkind mitten in die Welt
:,: In einer finstern Nacht. :,:
Maria, Jungfrau zart und rein,
Fing auf das Kind im Windelein,
:,: Da hat das Kind gelacht. :,: Holdie . . .

Die Engel ganz erschrocken sind
Und sangen Lied um Lied geschwind
:,: Zum Trost dem kleinen Christ. :,:
Sie singen weiter Tag und Nacht,
Daß endlich doch die Welt aufwacht,
:,: Die ganz verschlafen ist. :,: Holdie . . .

Ganz Bethlehem ist voll Gedräng,
Der alte Stall wird viel zu eng
:,: Vor lauter viele Leut. :,:
Sie kommen her von jedem Stand,
Die König' gar vom Morgenland,
:,: Und das ist etwas weit. :,: Holdie . . .

Und kommen könnten noch viel mehr,
Besonders auch die Stadtleut' her,
:,: Jetzt ist die beste Zeit. :,:
Ob arm, ob reich, dem Kind ist's gleich,
Es führt sie ein ins Himmelreich
:,: Für alle Ewigkeit. :,: Holdie . . .

Hasenfreud — Hasenleid.

Von Wilhelm Hochgreve.

Seine zwölf Pfund wog er sicher, und damit war er wohl der stärkste aller Waldhasen — von denen im Felde ganz zu schweigen —, die ihre Sassen am Langenberge, am Buchenkopfe und am Hilleberge hatten. Löffelmann stammte aber auch von guten Eltern ab. Sein Vater Grieskopp hatte nur noch anderthalb Löffel, dreieinhalb Läufe und keine gescheite Blume mehr, als er in die ewig kleegrünen Jagdgründe seinen Paß nahm, aber er hatte sich nicht unterkriegen lassen, weder von den Menschen noch von den Hunden noch von dem freien Raubwilde, das in den Bergwäldern haust; nur das Alter vermochte seinen zähen Lebensfaden abzuschneiden. Auch Grieskopp wog in seinen besten Jahren seine zwölf Pfund. Und Löffelmanns Mutter gar ist eine wahre Staatshäsin gewesen. Sie wurde ebenfalls längst zu Erde, nachdem ihre leiblichen Reste durch den Fang und Magen von Reineke Rotrock eine Umwandlung erfahren hatten. Aber sie war schon fast am Ende, als der Rote sie beim Kragen nahm, und trotz ihres schweren Leberleidens hatte er doch noch sein Tun mit ihr. Kein Wunder, einst brachte Mutter Schneeblume als Satzhäsin es wiederholt fertig, ihren Satz nicht nur erfolgreich gegen die Roten und ähnliches Gelichter, sondern auch gegen starke Köter, die sie kinderlos machen wollten, zu verteidigen und diese sogar in die Flucht zu schlagen. Und da wird dann am grünen Tische für den Hasen das Beiwort „timidus“ geschmiedet, das längst in „audax“ oder ähnlich hätte umgetauft werden müssen. Auch um Löffelmann mußte die alte Schneeblume manchen Strauß ausfechten, und ihrer Schneidigkeit und Findigkeit verdankte er es, daß er in dem damals an Raubwild überreichen Gebiete über den Junghasen hinauskam. Alle Schliche hatte er von ihr gelernt, die eine alte Häsin weiß, und alle ihre Lehren und Warnungen stets streng beachtet. Von Rammlervater Grieskopp aber wußte er, daß ein Waldhase gut tut, wenn er erst sehr spät zu Felde hoppelt, am nächsten Morgen noch vor dem Grauen wieder zu Holze rückt und daß beides möglichst schnell geht. Lauern doch überall die Gefahren und hat doch namentlich der Waldrand seine Tücken. Hochsitze und Stände verraten hier die Absichten des Jägers, der aus seinem Verstecke mit Blitz und Knall den Tod sendet. So war Löffelmann, dank dem, was ihm die Eltern mitgegeben und ihn gelehrt, schon früh einer der Heimlichsten geworden, und so konnte auch er einen Ring an den andern in der Jahreskette seines Lebens reihen. Ohne Verlust von Wolle und selbst Schweiß ging das natürlich nicht ab. So traf ihn mehr als einmal ein Schrotkorn aus der Flinte eines Jägers gelegentlich einer Treibjagd oder auf der Suche mit dem Hunde.

Trotz allem brachte er es auf fast so viele Jahre, wie er Pfunde am Leibe hatte. Und er lebte vielleicht heute noch, wenn nicht der Winter so garstig gewesen wäre. Zwar wußte er wohl über die Wintersnot hinweg zu kommen. Wie oft hatte er sich wochenlang nur von Weichholzrinde und Flechten nähren müssen, wie oft im Felde die härteste Eisschicht, die den Krallen der anderen widerstand, mit der Kraft seiner Läufe zerkratzt, um an den grünen Roggen zu gelangen. Manchem seiner Sippe, manchem Rebhuhn hatte er damit gleichzeitig über die harte Zeit hinweg geholfen. Aber dieser letzte Winter seines Lebens brachte zuviel Schnee und zuviel Tücke. Es schneite tagelang in großen Flocken. Die Hühner auf dem Waldbauernhofe wurden ganz verrückt vor all dem blendenden Weiß, flatterten spektakelnd in die Höhe und verschwanden in der weichen, weißen Masse. Die Tauben konnten nicht aus dem Schlage heraus, so sehr war das Flugloch verweht. Dann kam die Sonne zum Durchbruch und taute am Mittag den Schnee zu Brei. Darauf verkroch sie sich vor dem Frost, der im Nordosten auf der Lauer lag. Die ganze Nacht blies er Eishauch auf den weichen Brei und machte ihn krustig. Tagelang behauptete er seine Macht, unterstützt von Dunstwolken, die der Sonne verwehrten, die Krustendecke aufzuweichen. „Not, Not, Not!“ heulte der Wind in den Drähten. Löffelmann fühlte sie. Die Rinden der Weichhölzer waren zu Eis erstarrt und meist mit einer dicken Schicht überfroren, die Brombeeren waren von den Rehen abgeäst, die jetzt auch nichts zu beißen hatten. Der Efeu lag unter undurchdringlichen Schneemassen begraben, oder seine Blätter klirrten wie Glas. Einen solchen Winter hatte Löffelmann noch nicht erlebt. Auch im Felde gab's nichts zu holen. Mit Heißhunger nagte er die Kohlstrünke auf, die ein Fuchs, der nach Abfall gesucht, aus frischem Miste herausgekratzt hatte. Am nächsten Abend waren die Reste von anderen aufgezehrt. Hin und her hoppelte Löffelmann über die Felder, deren Weiß kein Maulwurfshaufen unterbrach. Irrende Spuren Äsung suchender Artgenossen kreuzte sein Weg. Da stieß er auf einen tief ausgetretenen Paß, dem er folgte. In diesem Passe fand er Losung die nach Grünäsung roch. Mit neuer Hoffnung im Herzen schnellte er dahin, so schnell, wie es dem ausgehungerten Leibe nur möglich war. Der Paß wurde breiter und tiefer durch die Päffe, die von den Seiten her in ihn ausliefen, und jetzt mündete er in einer Hecke. Löffelmann zauderte, ob er die Hecke durchschlüpfen sollte, da traf seine Nase die Witterung von Hasen und den Duft von frisch benagtem Grünkohl, und nun vernahm er auch das Raspeln der Zähne. Löffelmann überwand all seine Scheu und hoppelte durch das Loch in der Hecke. Er war in einem Garten und äugte, wie wohl ein Dutzend Feld- und Waldhasen vom hochstaudigen Kuhkohl ästen, wie sie sich auf die Hinterläufe stellten und die Blattstengel durchnagten, um so an die in milderen Zeiten verschmähte, jetzt aber einzige und darum kostbare Äsung zu gelangen. Löffelmann liebte die Nähe der Menschen nicht. Mißtrau-

isch äugte er nach der Scheunenwand, deren First sich gegen den frostklaren Himmel abhob. Aber der Hunger drängte und wurde durch das gierige Knabbern und Mümmeln der anderen noch stärker gereizt. Langsam hoppelte er auf das Kohlfeld zu, rückte abseits von den andern und begann gierig zu äsen. Die Höhlung in seinem Leibe war wohl schon halb verstopft, da fuhr Löffelmann jäh hoch. „Jiff-jaff, jiff-jaff!" kam es aus der Richtung der Scheune her, und als erster von allen sauste der alte Berghase davon und nahm in vollster Fahrt die erste beste Heckenlücke an.

Ein Ruck — und mit gebrochenem Genick hing Löffelmann in der Kupferdrahtschlinge, die der Kötnerbauer in der Lücke aufgehängt hatte. Das waren ein paar ganz Geriebene, er und sein Hund, der Harras. Im Mai und Juni fing er mit ihm die Rehkitze, und in schneereichen Wintern mußte ihm der Kohlgarten Fleisch liefern. Bis Mitternacht wurde gewartet. Dann ließ er den Harras los, und der hetzte die Hasen von den Hauptpässen in den Hecken her gegen die anderen Seiten, deren Lücken mit Schlingen behängt waren. So fand Löffelmann, der tausend Gefahren fast zehn Jahre hindurch entgangen war, ein unwürdiges Ende. Viel Freude aber hat der Kötnerbauer mitsamt seiner Sippschaft nicht an dem Braten gehabt. Eigenwillig und zäh wie Löffelmann im Leben gewesen war, zeigte er sich auch noch nach dem Tode. „Sau'n tähet Beest hew wi noch nich fräten", schimpfte der Bauer, und selbst Harras hatte sein Tun.

Der Babu.

Eine indische Geschichte von **Paul Richard Greiner.**

Als der von dem neuen Propheten geschürte indische Freiheitsdrang den Leib der reichsten Halbinsel dieser Erde gleich einem Wundfieber schüttelte, residierte Lord Robert Mills in Bombay.

Der Babu, der den telephonischen Apparat Seiner Herrlichkeit zu bedienen hatte, trat über die Schwelle des Amtszimmers und meldete: „Hauptmann Sherford ersucht um eine dringliche Unterredung". Da sah der in einen blütenweißen Seidenanzug gekleidete Lord von seinen Akten auf. Er legte die Shagpfeife zur Seite. Würdevoll, schier feierlich erhob sich seine hagere, von der Sonne der Gangesniederung in jahrelangem Aufenthalt in Kalkutta ausgetrocknete Gestalt, und ein feines Lächeln der Ironie umspielte seine bartlosen Lippen. „Ich lasse bitten, Rabinda."

Der Babu entfernte sich lautlos; mit einer tiefen Verbeugung vor dem weißen Sahib, die an die Anbetungsgeste eines Schiwapriesters im Tempel zu Benares erinnerte.

Nach wenigen Minuten stand Hauptmann Sherford vor seinem Vorgesetzten. In lehmfarbener Khakiuniform, den Tropenhelm in der Hand haltend, die Röte der Aufregung in dem jugendfrischen Gesicht.

„Nun, Hauptmann?" forschte Mills.

„Man hat Barrikaden errichtet, Ew. Lordschaft. Ich werde feuern lassen."

„So? . . . Wie lange sind Sie in der Kolonie?"

„Fünf Monate."

„Und wo waren Sie vorher?"

„In Ladysmith!"

„Hm! Begreiflich! . . . Aber die Hindus sind keine Zulus."

Hauptmann Sherford schwieg. Sein Übereifer hatte ihm da wieder einmal eine Lektion eingetragen, und der von Mills in so geschickte Form gekleidete Vorwurf verfehlte die gewollte Wirkung auf sein sicher reagierendes Gefühl nicht. Zumal, als der Lord nun, scheinbar vollkommen zusammenhanglos, fortfuhr: „Was halten Sie denn von Rabinda, Hauptmann?"

„Wer ist das?"

„Der Babu, der Sie meldete."

„Ew. Lordschaft verzeihen, aber was ist das, ein Babu?"

Mitleidig ob solcher Unwissenheit lächelte Lord Mills. Aber dann erklärte er: „Eine von den 1200 Kasten Indiens."

„1200?"

„Es können deren auch 1500 sein, genug, daß sie sich alle miteinander gegenseitig verachten und sich infolgedessen jahraus jahrein in den Haaren liegen, wodurch die Macht Seiner Majestät in diesem Lande unzerbrechlich wird."

„300 Millionen gegen 200 000!"

„Allerdings! . . . Und wo stehen diese Barrikaden?"

„An der Kreuzung von Victoria-Clivestreet."

„Trefflich, ganz trefflich!" Vergnügt rieb sich Lord Mills die sorgfältig gepflegten, aristokratischen Hände, ohne daß Sherford auch nur das Allermindeste seiner gehobenen Stimmung in dieser nach seinem Urteil kritischen Situation des Aufstandes begriff.

„Die Tommies Seiner Majestät sind kostbar, Hauptmann."

„Freilich, Ew. Lordschaft!"

„Und das Leben eines einzigen weißen Soldaten steht bei mir hoch über dem Werte von hundert Farbigen."

„Ganz meine Ansicht."

„Also . . . Sie sagten Victoria- und Clivestreet! . . . Beginnt dort nicht das Mohammedanerviertel? Und liegt dort nicht die Moschee El Ezer?"

„Allerdings!"

„Gut, gut, gut!" Die gepflegte Hand drückte auf den Knopf. Rabinda erschien.

An ihn wandte sich jetzt Lord Mills mit der Sherford in maßloses Erstaunen versetzenden Frage: „Was ist ein Tamil, Rabinda?"

„Ein Unreiner, Sir."

„Und was ist Brahma wohlgefällig, Rabinda?"

„Die Unreinen zu vernichten!"

„Und Schiwa?" — „Gleichfalls!"

„Und Wischnu?" — „Gleichfalls!"

„Und der furchtbaren Durka, Rabinda?" — „Gleichfalls!"

„Also! Du kennst die Moschee El Ezer?"

Vor diese Frage gestellt, schüttelte sich der Babu voll Grauen und Ekel.

Aber Lord Mills, der wohl wußte, daß er auf diesem Wege des Aufreizens indischen Hasses am raschesten zu seinem Ziele gelangen würde, fuhr fort: „Und was winkt dem Frommen, Rabinda, der zur Vernichtung der Unreinen beiträgt?"

„Der Kuß der Houri, Sahib."

„Also! Kannst du ein Schwein auftreiben, Rabinda?"

„Meine Mutter hat deren zwei im Stall, Sahib."

„Vortrefflich! Ich schenke dir 10 Pfund, Rabinda, wenn du eines dieser Tiere in den Vorhof von El Ezer trägst."

Die Augen des Babus begannen zu leuchten, weniger infolge der Aussicht auf den hohen Lohn, obwohl ja auch dieser nicht zu verachten war, als in dem Vorgefühl der Seligkeit, die ihn dereinst im Kusse der Houri überkommen würde, weil er Unreines vernichtet hatte.

Noch einmal wandte sich Lord Mills an ihn: „Führe aus, was ich dir anbefahl, Rabinda!" Der Babu verschwand.

Die Stimme Lord Mills', der sich nun wieder an den von einem Erstaunen in das andere fallenden Colonel wandte, nahm eine dozierende Färbung an: „Ja, ja, mein Verehrtester! Es war und ist und bleibt der höchste Leitsatz britischer Kolonialpolitik, was ich Ihnen da eben in einem lehrreichen Beispiel vor Augen zu führen glücklicherweise die Gelegenheit hatte. Auf der Unreinigkeit der anderen beruht unsere Macht. Sie ist des gewaltigen Rätsels einzige Lösung. Und wenn sie 600 Millionen anstatt 300 wären! So lange einer den anderen verachtet und mit ihm nicht aus derselben Schüssel essen kann, sind wir unüberwindlich. Denn ihre Schwäche ist unsere Kraft."

Colonel Sherford wagte kein einziges Wort des Zweifels, und der Gang der Dinge gab Lord Mills recht. Denn am folgenden Tage berichteten die „Bombay Times", daß es im Mohammedanerviertel zwischen Islamiten und Hindus wieder einmal zu einer blutigen Auseinandersetzung gekommen sei, weil ein Babu den Vorhof von El Ezer durch Einschleppen eines Schweines verunreinigt habe. Aber von dem Aufstand gegen die britische Regierung, der doch den Anfang gebildet hatte, verlautete nichts.

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke;** gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann T. z o. p.,** beide in Bromberg.